

Nr. 15. Bromberg, den 19. Januar 1928.

Die Reisemädels.

Roman von **Hermann Lint.**

(6. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Die Verlegenheitspause wurde dadurch unterbrochen, daß der Unbekannte jetzt eine leise Verbeugung machte und sich vorstellte:

„Ich hoffe, daß Sie es nicht unbescheiden oder aufdringlich finden, wenn ich mich vorstelle. Mein Name ist Guido von Treller-Els . . .“

„Ich danke Ihnen, Herr von . . . Entschuldigen Sie, aber ich verstand den Namen ungenau,“ sagte Beate, ihre letzten Sachen aufraffend und sich erhebend. Sie hatte geglaubt, irgend etwas wie Treffenfels oder Tellerenz zu hören. Lachend, fast übermütig sah sie ihn jetzt an.

„Dann darf ich wohl diesen merkwürdigen Namen etwas erklären,“ sagte der junge Mann, seinerseits lachend.

„Guido . . . das erklärt sich daraus, daß meine Mutter Italienerin war, was man meinem Gesicht freilich nicht anmerkt, vielleicht, daß die Familie meiner Mutter von irgendwelchen alten Germanen abstammt, von denen ja „blonde“ Italiener herrühren sollen. Zum zweiten: Treller hieß mein Vater, der als Bürgerlicher geboren wurde und vor dem Kriege nicht nur ein großes Vermögen erwarb, sondern noch dazu die drei Buchstaben von vor seinen Namen setzen durfte, worauf er stolzer war als auf sein ganzes Geld. Er hielt es dementsprechend auch für nötig, durch die Erwerbung eines Familiengutes seine Stellung besonders zu unterstreichen. Er kaufte eine alte Klitsche in Vorpommern und ließ sie zu einem modernen „Rittergut“ ausbauen, Schloß Els. Das ist der vierte Bestandteil meines Namens. Alles in allem: Guido von Treller-Els . . .“

Er sah sie mit einem Gesichtsausdruck an, von dem sie keineswegs sagen konnte, ob er als mokant oder bitterernst zu deuten war.

„Da steckt ja in Ihrem Namen eine ganze Familienchronik“, sagte sie lächelnd. Man kann nicht leugnen, daß die freimütige und dabei keineswegs plumpe Art dieses Mannes sie belustigte. Die Bestandteile, in die er seinen Namen zerlegte, ließen ein Bild in ihr entstehen, das sie nicht sofort wieder abstoßen konnte. Anscheinend war er mit seiner „Genealogie“ nicht recht zufrieden, oder war sein spöttischer Ton anders zu deuten?

Herr von Treller-Els bestätigte sofort ihr erstes Empfinden.

„Das Ergebnis dieser absolut heterogenen Zusammenstellung mein gnädiges Fräulein, bin ich selbst. Von der italienischen Mutter habe ich anscheinend das Temperament geerbt, das ja an sich nicht vom Übel zu sein braucht, aber es paßt nur leider so ganz und gar nicht zu den anderen Bestandteilen. Ich weiß wenigstens weder, wo ich mein — die verständigen Menschen sagen — unberechenbares Wesen her habe, noch was ich damit anfangen soll. Mein Vater, der infolge von Aufregungen bei der letzten Konzerngründung vor sechs Jahren sein Leben einbüßte, kannte die Natur seines Sohnes. Er wußte oder glaubte zu wissen, wie wenig ich zum Gutsherrn auf Schloß Els passe. Man kann wohl Fideikommisse, aber keine Generationen gründen. Und ich habe es ihm oft genug und offen eingestanden, daß mich die Zucht von Herdbuchvieh an sich ebensowenig interessiert, wie die Verbesserung von Brutapparaten oder Rahmschleudern, außer daß ich einmal versucht habe, mit vier Zuchtschweinen vierspännig zu fahren oder was mir sonst an dergleichen Scherzen in den Sinn kam. Ich fühle mich durchaus bürgerlich. Betreibe übrigens jetzt die Landwirtschaft einigermaßen geschäftlich und das nicht einmal ohne Erfolg. Aber das Tati-Tata, das unter meinem Vater herrschte, mit den Jagddiners und den Exzellenzen und den vertrockneten Adelsdamen aus der Umgegend ist mir fürchterlich. Ich bin ein moderner Mensch . . .“

Er stockte einen Augenblick.

„Störe ich Sie mit diesen explosiven Selbstbekenntnissen?“

Beate lachte.

„Keineswegs“, sagte sie, „erzählen Sie nur weiter, wenn es Ihnen Spaß macht. Aber ich streiche vor diesem Wetter vorläufig noch nicht die Segel. Da drüben ist ein großes Ginstergebüsch, das etwas windgeschützt liegt. Ich will dort weiter malen. Denn wer weiß, ob wir nicht wirklich schlechtes Wetter bekommen.“

Mit der zusammengepackten Staffelei und allen anderen Utensilien, dem Farbenstiftkasten, Pappen und der Skizzenmappe kletterte sie von der Landstraße fort ein wenig höher. Und Beate hatte Recht. Hier schien es wirklich bedeutend windstiller.

„Also“, fuhr Herr v. Treller-Els fort, als sie wieder an der Staffelei stand, „sehr lange habe ich unter dem Zustand gelitten, den mir das Testament meines Vaters auferlegte. Aber seit einem Vierteljahr bin ich frei . . . frei . . . ohne Testamentsvollstrecker . . . und Bevormundung . . . Und ich kann sogar, wenn ich will, das Fideikommiß auflösen . . .“

Er schlenkerte, als ob er sich an dieser Feststellung von neuem begeistern wollte, seinen robusten Spazierstock in der Luft herum.

„Jetzt können Sie sich wohl erst richtig austoben?“ sagte Beate, für einen Augenblick von ihrer Staffelei zu ihm herüberschauend.

Er sah sie plötzlich wieder mit einem Ernste an, der gar nicht zu seinen lebhaften Ausbrüchen paßte.

„Halten Sie mich nicht für ganz verrückt . . .“, sagte er. „Ich habe nicht alles, was mir im Leben begegnet ist, mit Humor zu ertragen vermocht . . .“

Es kam ihr vor, als ob er plötzlich seine Gesichtszüge veränderte, als ob fast etwas Resigniertes in seine Züge schliche. Rasch sagte sie:

„Sehen Sie da drüben: die Wolke wirft einen langen Streifen auf die grüne Matte, einen Streifen, der zu wandeln scheint.“

„Ein Schattensegler“, sagte Herr v. Treller-Els. Und als ob die Wolke und das seltsame Wort, das er zufällig gebildet hatte, eine neue Stimmung in ihm löste, fing er an, ein paar Verse zu sagen.

„Rilke? . . .“ fragte Beate.

„Ja“, war die Antwort. „Haben Sie mir den nicht zugetraut, gnädiges Fräulein?“

Beate sah ihn etwas verdutzt an. Sie gab keine Antwort auf seine Frage. Es kam ihr eine Sekunde lang vor, als ob ein anderer Vers des modernen deutschen Meisters auf sie eindränge: „wenn wir uns mitten im Leben meinen, wagt es zu weinen, mitten in uns . . .“ Ein merkwürdiges Gefühl plötzlicher Verlegenheit gegenüber diesem zufällig sich ihr Offenbarenden kam sie an. Eine Verlegenheit, wie sie zuweilen zwischen zwei Menschen entsteht, deren Gespräch von leichter Plätschrigkeit plötzlich in tiefere Strudel umschlagen möchte. Darum gab sie ihm keine Antwort.

„Wissen Sie, daß es eigentlich merkwürdig ist, daß wir uns hier so lange unterhalten haben?“ sagte sie, sich wieder daran machend, ihre Malsachen einzupacken. Denn von Como hörte man die zwölf Uhr-Schläge schallen.

„Ja, merkwürdig in der Tat . . .“ sagte Guido.

Sie irrte sich aber, wenn sie meinte, daß nun irgendeine der etiketalen Motivierungen folgen würde, die sie ihrem „merkwürdig“ zu Grunde gelegt hatte. Vielmehr sagte er:

„Denn ich wollte eigentlich auf dieser Reise nur mit einer einzigen Frau mich solange unterhalten, einer Frau freilich — die ich gar nicht kenne.“

„Wie mystisch das klingt . . .“, rief nun Beate, wieder etwas lächelnd, aus. „Jagen Sie einem Phantom nach?“

Er zuckte ein wenig die Achseln.

„Vielleicht . . .“, sagte er zu Boden sehend. „Ich weiß von dieser Frau, aber ich kenne sie nicht . . .“

„Und weiß sie von Ihnen?“

„Nein.“

„Nun dann wünsche ich Ihnen alles Gute, wenn Sie dem Phantom gegenübertreten.“

Sie reichte ihm die Hand.

„Soll das heißen, daß wir uns nicht mehr wiedersehen?“ sagte Guido von Treller-Els, sichtlich enttäuscht.

Hätte er nicht zuvor jene Bemerkung von dem „Phantom“ gemacht, mit Bestimmtheit hätte Beate seine Frage sehr entschieden bejaht.

Aber jetzt ging es ihr einen Augenblick durch den Kopf, daß es dem jungen Menschen vielleicht als eine Kleinlichkeit erscheinen würde, daß sie seine weitere Bekanntschaft von dem Augenblicke ablehnte, wo sie von seinem mystischen Reiseziel erfahren hatte. Es gibt im Leben Situationen, wo man, um dem bloßen Verdacht einer Kleinlichkeit zu entgehen, etwas ganz anderes tut, als man eigentlich zu tun vorhat.

So wich sie seiner Frage aus.

„Es wird sich wohl kaum mehr eine Gelegenheit ergeben!“ sagte sie gleichgültig.

„Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Sie mich Ihrer Reisegesellschaft vorstellen würden, und vielleicht könnte man zusammen einen Ausflug nach Ballagio oder Domaso machen. Sie glauben gar nicht, wie schön der See da unten wird . . .“

Er sagte das wohl mit einer gewissen Lebendigkeit, aber sicherlich nicht mit jener Vehemenz, die jene ihm so harmlos scheinende Bemerkung bei Beate auslöste. Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, was erfolgen würde, wenn die beiden anderen Mädchen diese zufällige Bekanntschaft erführen. So wenig bisher eine von den beiden es während dieser ganzen Zeit unternommen hatte, irgendetwas an ihr auszusetzen oder zu bekritteln, weil sie einfach für beide Mädels das Bindeglied, die neutrale Macht geworden war, die alle Gegensätzlichkeiten aufhob — so sehr war sie von der Überzeugung durchdrungen, daß bei Erika eine Bekanntschaft mit diesem eleganten und noch dazu etwas sonderbar temperamentvollen Manne sofort das Gefühl eines beabsichtigten Flirts auslösen würde, während Hanna schon allein durch ihren Redeschwall und ihre Art, häufig genug „enfant terrible“ zu sein, einen höchst unerfreulichen Ton in diese harmlose Begebenheit bringen würde.

Nein, das war unmöglich. Stärker als das „Gelübde“ vor dem Justizrat noch hielt sie jene seltsame Beziehung zu den beiden Reisegefährtinnen davor zurück, auf Herrn von Trellers Vorschlag einzugehen.

„Nein“, sagte sie ziemlich kurz angebunden, „das ist völlig unmöglich. Ich kann Sie überhaupt nicht meinen Freundinnen vorstellen. Man würde unsere Bekanntschaft mißdeuten . . .“

Herr von Treller-Els schien nicht zu begreifen.

„Ich hatte gerade geglaubt, durch ein völlig freimütiges Geschehenlassen unserer Bekanntschaft, wie sie sich nun mal abgespielt hat, jede Verdächtigung zu vermeiden“, sagte er lächelnd.

„Das wäre auch der Fall, wenn unsere Reise zu Dritt etwas ganz Gewöhnliches, Übliches wäre. Das ist aber keineswegs . . .“ sagte sie.

Sie stockte.

„Nun machen Sie mich aber gespannt, gnädiges Fräulein“, sagte Herr von Treller-Els. „Sie appellieren ja gerade an meine Sensationslust, wenn Sie Ihrer Reise so romantische Untermalungen geben . . .“

„Oh, romantisch braucht das noch lange nicht zu sein“, erwiderte sie. Sie wußte jetzt in der Tat nicht, was sie sagen sollte. Erzählte sie ihm den ganzen Zusammenhang ihrer Reise, dann mußte sie ja schließlich an die Stelle kommen, wo er zu erfahren hatte, daß sie aus einer gewissen Furcht, man könnte sie für verliebt halten, ihn nicht mit den anderen bekanntmachen wollte. Und dieses Thema wollte sie doch nicht einmal mit einer Andeutung streifen.

Sie glaubte sich am besten aus der seltsamen Lage zu befreien, indem sie sagte:

„Sie reisen Ihrem Phantom nach, das für mich ein Geheimnis. Gut. Unsere Reise ist für Sie ein „Geheimnis“. Ein so seltsames Geheimnis, daß ich Sie bitten muß, wenn wir uns unten begegnen — in einem Restaurant oder auf dem Kai — oder, wo es auch sei — unsere Bekanntschaft nicht irgendwie deutlich zu machen. Wir dürfen uns nicht kennen. Wollen Sie mir das zusagen?“

Guido von Treller-Els verbeugte sich und sagte:

„Ich sage es Ihnen zu!“

„Allen Ernstes?“

Langsam stiegen sie dem Bahnhof des „Funiculare“ zu. Sie bestieg den bereitstehenden Wagen, während der junge Mann auf die Abfahrt des nächsten Zuges wartete.

Sie atmete auf. Gott sei Dank, dachte sie, dieses „Erlebnis“ ist vorüber. Aber als das dreimalige Klingelzeichen gegeben war und ein ganz leiser Ruck das Anziehen des Wagens angab, hörte sie, wie seine Stimme von der Balustrade, oberhalb der Einsteigetreppen, ganz laut und vernehmbar ihr nachrief:

„Auf Wiedersehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(36. Fortsetzung.)

Das ist eine große Ehre! Mordblei, ist erst fünfundzwanzig und darf die Fahne tragen! In Frankreich darf das nur der Konnetabel tun, der erste Mann nach dem König Franz. Dort heißt man's Ohrenflamme und ist aus lauter Gold. Aber welcher ist der Herzog Ulerich?“

„Seht Ihr den im grünen Mantel mit den schwarzen und roten Federn auf dem Helm? Er reitet neben dem Banner und spricht mit dem Junker, er reitet einen Rappen und zeigt gerade mit dem Finger auf uns — seht, das ist der Herzog.“

Die Reiterschar mochte ungefähr vierzig Pferde betragen. Sie bestand meist aus Edelleuten und ihren Dienern, die dem Herzog in seine Verbannung nachgezogen waren oder, von seinem Einfall benachrichtigt, an der Grenze seines Landes sich an ihn angeschlossen hatten. Sie waren alle wohlberitten und bewaffnet. Georg von Sturmfeder trug Württembergs Panier, neben ihm ritt ganz geharnischt der Herzog. Als dieser Zug jetzt den Landsknechten auf etwa dreihundert Schritte nahe war, erhob der lange Peter seine Stimme und sprach: „Gebt acht, ihr Leut'. Wann Seine Durchlaucht nahe ist, und ich meinen Hut vom Scheitel reiße, zo schreiet: „Vivat Ulerikus!“, schwenket die Fähnlein in der Luft, und ihr Trommler, rasselt auf euren Fellen, daß euch das Donnerwetter! Schlagt den Wirbel wie beim Sturm auf eine Festung; Bassa manelka! haut drauf und wenn der Schlägel bricht — zo begrüßen die tapferen Landsknecht' einen Fürsten.'

Diese kurze Anrede tat ihre vollkommene Wirkung; die kriegerische Schar murmelte das Lob des Herzogs, sie schüttelten ihre Hellebarden, stampften ihre Büchsen klirrend auf den Boden, und die Trommler faßten ihre Schlägel krampfhaft in die Hand, und als jetzt Georg von Sturmfeder, der Bannerträger von Württemberg, ansprengte, und hinter ihm hoch zu Roß, erhaben wie in den Tagen seiner Herrschaft, mit kühnen, gebietenden Blicken Herzog Ulerich von Württemberg sich zeigte, da entblößte der lange Peter ehrfurchtsvoll sein Haupt, die Trommeln rasselten wie zum Sturm einer Feste, die Fähnlein neigten sich zum Gruß, und die Landsknechte riefen ein tausendstimmiges Vivat Ulerikus!

Der Bauersmann von Hardt war still in der Ferne gestanden, hatte nicht auf diese kriegerischen Grüße gehört, seine ganze Seele schien nur in seinem Auge zu liegen, das trunken an seinem Herren hing. Der Herzog hielt den Rappen an, blickte um sich, und es war tiefe Stille unter den vielen Menschen. Da trat der Bauer vor, kniete nieder, hielt ihm den Bügel zum Absteigen und sprach: „Hie gut Württemberg allweg!“

„Ha! bist du es Hans, mein Geselle im Unglück, der mir den ersten Gruß von Württemberg bringt? Meine Edlen habe ich hier erwartet, daß sie mich begrüßen bei meinem ersten Schritt auf württembergischen Grund, meinen Canzlar und meine Räte. Wo sind die Hunde? Die Stände meiner Landschaft, wo bleiben sie, will man mich nicht wiedersehen in der Heimat? Ist keiner von allen da, mir den Bügel zu halten, als der Bauer?“

Seine Begleiter drängten sich staunend um den Herzog her, als sie ihn also sprechen hörten. Sie wußten nicht, war

es Ernst oder bitterer Scherz über sein Unglück. Sein Mund schien zu lächeln, aber sein Auge blitzte mutig, und seine Stimme klang ernst und befehlend. Sie sahen einander wegen dieser düstern Laune zweifelhaft an, aber der Pfeifer von Hardt erwiderte seinem Fürsten: „Diesmal ist's nur der Bauer, der Euch auf Württembergs Boden hilft, aber verachtet nicht ein treues Herz und eine feste Hand. Die andern werden schon auch kommen, wenn sie hören, daß der Herr Herzog wieder im Lande sei."

„Meinst du," sprach Ulerich bitter lachend, indem er sich vom Pferde schwang, „sie werden auch kommen? Bis jetzt haben wir wenig Kunde davon. Aber ich will anklopfen an ihren Türen, daß sie merken sollen, es ist der alte Herr, der in sein Haus will!"

„Sind dies die Landsknechte, die mir dienen wollen?" fuhr er fort, indem er aufmerksam das kleine Heer betrachtete. „Sie sind nicht übel bewaffnet und sehen männlich aus. Wie viel sind es?"

„Zwölf Fähnlein, Euer Durchlaucht," antwortete der Oberst Peter, der noch immer mit gezogenem Hut vor ihm stand und hie und da verlegen den ungarischen Bart zwirbelte. „Lauter geübte Leut'. Gott straf' mein' Zeel', tut mir leid, wenn ich geflucht hab', der König in Frankreich hat sie nicht besser."

„Wer bist denn du?" fragte ihn der Herzog, der die große dicke Figur mit dem langen Hieber und dem roten Gesicht verwundert anschaute.

„Ich bin eigentlich ein Landsknecht meines Zeichens, man nennt mich den langen Peter, jetzt aber wohlbestallter Oberst verzammelter —"

„Was, Oberst! Diese Narrheit muß aufhören. Ihr mögt mir wohl ein tapferer Mann sein, aber zum Hauptmann seid Ihr nicht gemacht. Ich selbst will Euer Oberst sein, und zu Hauptleuten werde ich einige meiner Ritter machen.

„Bassa manelk — tut mir leid, wenn ich geflucht hab', aber erlaubt, Herr Herzog, einem alten Kerl ein Wort, daz ist gegen unsern Pakt mit dem Goldgülden monatlich und den vier Maaz Wein tagtäglich. Da steht zum Beispiel der Zaberl aus Wien, z'gibt keinen Tapferern unter dem Mond —"

„Schon gut, Alter, schon gut! Auf die Goldgülden und den Wein soll mir's nicht ankommen. Wer bisher Hauptmann war, soll es richtig bekommen. Nur den Befehl müßt Ihr abgeben. Habt Ihr Pulver und Kugeln?"

„Das will ich meenen!" sagte der Magdeburger. „Wir haben noch von Eurer Durchlaucht eigenem Pulver und Blei, das wir in Tübingen mitgenommen. Wir haben Munition auf achtzig Schuß für den Mann."

„Gut. Georg von Hewen und Philipp von Rechberg, ihr teilt euch in die Knechte, jeder nimmt sechs Fähnlein. Ihr da, die ihr euch Hauptleute nennet, könnet bei den einzelnen Fähnlein bleiben und den beiden Herren an die Hand gehen. Ludwig von Gemmingen, seid so gut und nehmet den Oberbefehl über das Fußvolk. Jetzt geradeswegs auf Leonberg. Freu' dich, mein treuer Bannerträger," sagte Ulerich, als er sich aufs Pferd schwang; „so Gott will, ziehen wir morgen in Stuttgart ein."

Die Reiterschar, den Herzog an der Spitze, zog fürder. Der lange Peter stand noch immer unverrückt auf dem Platz, den Hut mit der stolzen Hahnenfeder in der Hand, und schaute den Reitern nach.

„Daz ist einmal ein Fürst!" sprach er zu den Hauptleuten, die neben ihm standen. „Waz der für eine gewaltige Stimme hat und wie er greulich mit den Augen funkelt, daz ez einem angst und bange wird. Hu, ich meinte, er woll' mich mit Haut und Haar verschlucken, alz er mich fragte: Wer bist denn du?"

„Mir wor's g'rod, wie wenn einer siedend Wasser über mein Leib schütten tät. In Wien ist doch auch 'n Kaiser, aber der tut nit so g'waltig wie der do!"

„Also Hauptleut' sind wer g'wesen," sprach der Hauptmann Muckerle, „die Herrlichkeit hat nit lang dauert."

„Narr! Daz ist mir recht. Würde bringt Bürde, zagt ein Sprichwort, die andern haben oft nicht recht gehorcht, wenn wir befohlen haben; Diavolo, hat doch erst heute einer mich ausgelacht. Hat allez einen besseren Schick, wenn'z die Herren anführen. Den Goldgülden und die vier Maaz haben wir ja doch und daz bleibt die Hauptsache."

„Dat meen' ich ooch! Und dat haben wer dem langen Peter zu verdanken. Er soll leben!"

„Dank' schön; aber daz zag ich, der Herr wird dem Bund aufzünden, Mordblei! Wenn der erst ein Schwert in die Hand nimmt, der jagt die Städtler allein auz dem Land! Und zeine Räte und Canzler und die Landschaft! Habt ihr gehört, wie greulich er über die geflucht hat? Ich möcht' in keinez Haut stecken."

Das Wirbeln der Trommeln unterbrach das Gespräch dieser tapferen Krieger. Diese Töne erschollen nicht mehr auf ihren Befehl, aber der lange Peter war in seinen vielen Feldzügen so sehr an den Wechsel von Glück und Unglück, von Hoheit und Niedrigkeit gewöhnt worden, daß er über den Sturz eines Regiments nicht trauerte. Gelassen nahm er die Hahnenfeder von dem großen Hut, legte die rote Schärpe um den langen Hieber, die Zeichen seiner Würde, ab und ergriff eine Hellebarde. „Gott straf' mein Zeel', ez ist schwer für einen Kerl wie ich, zwölf Fähnlein zu regieren", sagte er, als er sich wieder als guter Landsknecht in die Reihen seiner Kameraden stellte. „Aber bei Sankt Petruz, dem trefflichen Landsknecht — er muß jetzt auch Oberst zein in den himmlischen Heerscharen, Kyrie Eleizon!*) — der Mensch muß allez probieren auf Erden." Die Landsknechte schüttelten ihm die Hand und bestätigten es. Es tat seinem tapferen Herzen wohl, zu hören, er habe sein Kommando trefflich verwaltet. Die drei Ritter, ihre Anführer, saßen auf und stellten sich zu ihren Fähnlein, die Landsknechte richteten sich in gewohnter Ordnung zum Marsch, und Ludwig von Gemmingen ließ die Trommeln rühren zum Aufbruch.

3.

Erstiegen ist der Wall, wir sind im Lager!
Jetzt werft die Hülle der verschwiegnen Nacht
Von euch, die euren stillen Zug verhehlte:
Und macht dem Feinde eure Schreckensnähe
Durch lauten Schlachtruf kund.

Schiller.

Es war in der Nacht vor Mariä Himmelfahrt, als Herzog Ulerich vor dem Rotenbühltore in Stuttgart anlangte. Er hatte auf seinem Zuge schnell das Städtchen Leonberg erobert und war dann unaufhaltsam immer weiter gedrungen. Vieles Volk lief zu, denn wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, daß der Herzog wieder im Lande sei. Jetzt erst zeigte es sich, wie wenig Freunde der Bund sich erworben hatte; denn überall wurde die Freude laut, daß das gehässige Regiment des Bundes ein Ende habe, daß das angestammte Fürstenhaus wieder in seine alten Recht- sich einsetze.

Auch nach Stuttgart war bald diese Nachricht vorgedrungen und hatte die verschiedensten Empfindungen dort erregt. Der Adel, der sich in der Stadt befand, wußte nicht, was er sich vom Herzog zu versehen hatte. Die Übergabe von Tübingen war noch in zu frischem Gedächtnis, als daß er ganz unbesorgt gewesen wäre. Aber die Erinnerung an den glänzenden Hof Ulerichs von Württemberg, an die fröhlichen Tage die sie dort verlebt hatten, die Vergleichung dieser Zeit mit dem freudenlosen Leben der Bundesräte mochte sie günstig für den Herzog stimmen, wenn auch mancher Ursache hatte, seine Wiederkehr nicht gerade herbeizuwünschen. Die Bürgerschaft konnte ihre Freude über diese Nachrichten kaum verbergen; sie verließen ihre Häuser, traten haufenweise auf den Straßen zusammen und besprachen sich über die Dinge, die ihrer warteten. Sie schimpften leise, aber weidlich auf den Bund, ballten grimmig ihre Fäuste in der Tasche, und waren überaus patriotisch gesinnt. Sie erinnerten sich der erlauchten Ahnen des vertriebenen Fürsten, es war sein Name Württemberg, den auch sie trugen, sie zählten so manchen wackeren Herrn aus der Familie auf, unter welchem sie und ihre Väter glücklich gelebt, der Würtembergs Namen berühmt gemacht hatte. Auch der Gedanke tat ihnen wohl, daß von ihrer Entscheidung für den einen oder den andern Teil so viel abhänge, weil man im ganzen Lande auf die Stuttgarter sehe. Sie waren zwar weit entfernt, gegen die bündische Besatzung auf ihre eigene Faust einen Aufruhr zu unternehmen, aber sie sprachen zueinander: „Gevatter, wart nur, bis es Nacht wird, da wollen wir den Reichsstädtlern zeigen, wo sie her sind, wir Stuttgarter."

Dem bündischen Statthalter Christoph von Schwarzenberg entging diese Bewegung unter den Bürgern nicht. Zu spät sah er ein, wie töricht man getan habe, das Heer zu entlassen. Er wandte sich an die Bundesstände, die noch zu Nördlingen versammelt waren, und begehrte Hilfe, aber er selbst gab die Hoffnung auf, Stuttgart so lange halten zu können, bis ein neues Heer im Feld erschienen sei. Er traf zwar einige Anstalten zur Gegenwehr; aber die Blitzesschnelle, mit welcher der Herzog erschien, vereitelte alle seine Bemühungen. Als er sah, daß er den Bürgern nicht trauen könne, daß ihm der Adel nicht beistehe, daß die Besatzung nicht einmal zur Sicherung der Tore hinreiche, entwich er bei Nacht und Nebel mit den Bundesräten nach Eßlingen. Ihre Flucht war so eilig und geheim, daß sie sogar ihre Familien zurückließen, und niemand in der Stadt ahnte, daß der Statthalter und die Räte nicht mehr in den Mauern seien; daher waren die Anhänger des Bundes noch immer getrosten Mutes und glaubten nicht an die Gerüchte von der schnellen Annäherung des Herzogs.

---

*) Herr, erbarme dich!

Der Marktplatz war damals noch das Herz der Stadt Stuttgart; zwar hatten sich schon zwei große Vorstädte, die Sankt Leonhards- und die Turnierackervorstadt um sie gelagert, welche, mit Graben, Mauern und starken Toren versehen, das Ansehen eigener Städte bekommen hatten. Aber noch standen die Ringmauern und Tore der Altstadt, und ihre Bürger sahen nicht ohne Stolz herab auf die Vorstädtler. Der Marktplatz war es, wo nach alter Sitte bei jeder besonderen Gelegenheit die Bürger sich versammelten; auch an dem wichtigen Abend vor Mariä Himmelfahrt strömten sie dorthin zusammen. Zur Zeit, wo der Bürger noch mit der Wehre an der Seite auftreten durfte, hatte sein öffentlich gesprochenes Wort auch mehr zu bedeuten als in späteren Tagen, wo Tinte, Feder und Papier die Oberhand gewannen. Und wahrlich, die Bürger von Stuttgart waren bei Nacht und in Massen versammelt ganz andere Leute als morgens. Mancher, der, hätte man ihn vormittags um seine Meinung wegen des Herzogs gefragt, antwortete: „Was geht es mich an, ich bin ein friedlicher Bürgersmann", erhob jetzt seine Stimme und schrie: „Wir wollen dem Herzog die Tore öffnen, fort mit den Bündischen! Wer ist ein guter Württemberger?"

Der Mond schien hell auf die versammelte Menge herab, die unruhig hin und her wogte. Ein verworrenes Gemurmel drang von ihr in die Lüfte. Noch schienen sie unschlüssig, vielleicht weil keiner kühn genug war, sich an die Spitze zu stellen. Aus den hohen Giebelhäusern, die den Platz einschlossen, schauten viele hundert Köpfe auf den Markt hernieder. Es waren die Weiber und Töchter der Versammelten, die ängstlich und gespannt auf das Gemurmel lauschten. Denn die Stuttgarter Mädchen waren damals ein neugieriges Völkchen und hielten es im Herzen aus Mitleiden mit dem Herzog.

(Fortsetzung folgt.)

Der Querschnitt.

Ein Zeitbild von **Dorothea Hollatz.**

Gaston holt Brita zur Oper ab.

„Was wird gespielt?" fragt sie und senkt das Kinn in den weißen Pelz.

„Strawinskis „Geschichte vom Soldaten"."

„Du fängst an, mich zu langweilen, Gaston."

„Möchtest du etwas anderes? Jeder Wunsch soll dir heute erfüllt werden. Du weißt, ich wäre am liebsten bei dir geblieben, da ich morgen in aller Frühe abreisen muß und wir uns noch so manches zu sagen haben. Was wünschest du jetzt? Möchtest du Beethoven hören?"

„Ich möchte in einen Zirkus."

Also fahren sie zum Zirkus. Erbarmungsloser Rhythmus schallender Musik hämmert auf ihre Nerven. Pferde tanzen gequält im Takt, Tiere der Wüste verrenken die geschmeidigen Körper in Kunststücken, Clowns, jammervoll bunt bepinselt, armselige Drahtpuppen, reißen ihre alten Witze und locken Lachsalven hervor. Dazu unaufhörlich Musik und Duft nach feuchtem Sand und fremden Erdteilen.

Warum sitze ich hier, fragt sich Brita, und lasse die Stunden verrinnen und sage ihm nicht das, worauf er seit Wochen wartet? Zweifle ich noch an meinen Empfindungen oder bin ich trotzig? Ach, wenn man in sein eigenes Herz schauen könnte . . .

Gaston quälen ähnliche Gedanken; nun läßt sie die letzten Stunden vorübergehen und führt mich in den Zirkus. Ich darf neben ihr sitzen, darf die seidenen Falten ihres Kleides fühlen, darf ihre Tasche halten, weiß aber nichts von ihrem Herzen, diesem Wundergarten voller Rätsel und Tiefe.

Applaus! Beifall! Rasendes Händeklatschen! Unglaubhafte Geschicklichkeit! Vollendete Akrobatik! Die Musik schmettert. Trommeln wirbeln.

„Gaston," bittet Brita, „mir ist schwindlig. Wir wollen in ein Café." Also fahren sie in ein Café und nehmen in einer Nische Platz. Auch hier Musik. Sanft elegische Märchen wechseln mit bizarren Rhapsodien ab. Die Unterhaltung kommt in Fluß. Zwei geistreiche Menschen, die auf einander eingestellt sind, wissen sich Frage und Antwort geschickt zuzuwerfen. Sie reden von Kunst, Sport, Natur, Aktien, nur nicht von Liebe. Als sie dann gähnt, schlägt er vor, sie nach Hause zu fahren und sich zu verabschieden. Das weist sie entrüstet zurück: sie wolle bis zum Abgang des Zuges bei ihm sein.

„Warum?"

„Weil, — nun weil . . ." Sie kann die gestaltlose Masse ihrer Empfindungen und Gedanken nicht in den Panzer der Worte zwingen.

Dann besuchen sie eine Bar.

Überall Musik und Menschen. Immer neue Musik und immer neue Menschen; Menschenströme, Menschenknäuel.

So viel Menschen — so viel Schicksale, denkt Brita, aber sie schämt sich dieser elegischen Anwandlung. Sie haßt alles Sentimentale und wirft einen scharfen Witz ins erlahmende Gespräch.

Er ist erstaunt. Die Zeit rückt vor, der Abschied naht, aber sie sagt ihm nichts, — nichts von dem, was er hören möchte. Er ist ein Kind in seiner Seele, ein artiges Kind, das nicht gewaltsam nimmt, was er so gern besitzen möchte.

In diese Art hat Brita noch nicht die Sonde ihrer Menschenkenntnis getaucht; vielleicht steht gerade die Wand zwischen ihnen, das seltsame Etwas, das einer am anderen nicht versteht. Da hilft kein Zirkus, kein Café, keine Musik. Übermüdet stehen sie zwischen Nacht und Morgen auf dem Bahnsteig.

„Was wirst du heute tun?" fragt er.

Sie zuckt mit den Schultern: „Wahrscheinlich werde ich mir „Die Geschichte vom Soldaten" anhören."

Er wundert sich über nichts mehr.

„Wann wirst du wiederkommen?" fragt sie.

Er zuckt mit den Schultern: „Wahrscheinlich nie."

Sie verzieht keine Miene. Die beiden gehen auf und ab und wissen sich nichts mehr zu sagen. Die vielen Menschen dieser letzten Nacht, die schillernde Musik, die Fülle, der Trubel, — die beiden sind müde. Die Nacht war ein langer stummer Kampf, der unentschieden blieb. Wie so vieles im Leben.

„Einsteigen!"

Ihre Hände liegen ineinander. Sie fühlen zum letzten Mal einer des anderen Herzschlag.

„Wenn ich durch diese letzte Nacht einen Querschnitt mache, Gaston, so steht ein großes Rätsel vor mir, das ich nie werde lösen können. Oder wenn ich scherzhaft sein darf: ich habe die vollendete Fürst-Pückler-Torte, Schicht auf Schicht, Farbe kunstvoll neben Farbe, alles verbunden mit einer Crême, der man weder Aroma noch Gelatine beigegeben hat."

„Und wenn ich einen Querschnitt durch dein Herz mache, Brita, dann weiß ich nicht ein und aus. Dieses Rätsel ist weit größer als das deine. Oder wenn ich bitter sein darf: ich habe ein länglich-rundes Blutgefäß mit blauen Adern und zuckenden Nerven, mit feinen Röhren und zarten Sehnen, den Triebschalter alles Handelns, durchschwemmt von roten und weißen Blutkörperchen, die zuckende Muskelschale, in die träumerische Menschen den Begriff „Seele" gegossen haben."

Sie sieht ihn lange und verwundert an, sehr lange . . .

Dann geht der Zug ab.

Bunte Chronik

* **Woher stammt der Ausdruck Gassenhauer?** Wenn dem leichtlebigen Wiener das Geld in der Tasche recht locker sitzt, und er irgendeine Festlichkeit, eine Tafelfreude üppig ausrüstet, so urteilt der Volksmund darüber: „Der haut aber auf!" Es führt sich das auf die einstige Äußerung höchster Freudigkeit zurück, da „Aufhauen" noch „Tanzen", also die Äußerung höchster Freudigkeit bezeichnete. Solche meist im Dreivierteltakt gehaltenen Tänze, sehr oft im Freien, auf der Gasse (in Wien gibt es heute noch viel mehr Gassen als Straßen!) ausgeübt, hießen deswegen „Gassenhauer", was sich so einbürgerte, daß man, bevor die edlere Bezeichnung „Volkslied" aufgekommen war, überhaupt jedes im Freien gesungene Lied „Gassenhauer" nannte. Heute verstehen wir darunter bloß Lieder oder Volkssänger-Couplets mit banalem, trivialem Textinhalt und ebensolcher Melodie, die uns, bis zum Überdruß, aus allen „Gassen" entgegentönen.

Lustige Rundschau



* **Eine dankbare Seele.** Ein amerikanischer Apotheker wurde von seiner Frau verlassen, die mit einem ihrer Anbeter entfloh. Der Apotheker ließ bald darauf in den gelesensten Zeitungen der Vereinigten Staaten folgendes Inserat erscheinen: „Jener Herr, der freundlicherweise mich von meiner Frau befreit hat, sei hiermit benachrichtigt, daß ich ihm für die Schläge, die er erhalten wird, desinfizierende und erweichende Mittel, Salben und sonstige Heilmittel, blutstillende Watte, beruhigende Einspritzungen usw. usw. zum halben Preise anbiete."

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.